

Zeitgemäße Literaturfragen

Bernhard Shaw — Stefan George

Eine echte Ibsen-Frage in „Kaiser und Galiläer“ lautet: „Warum ist die Sünde so schön?“ Sie scheint ein Rätsel vor uns hinzustellen, das so erschreckend ist wie die verschleierte Sphinx. Reiß aber nur herzhaft den Schleier fort und du hast nicht vor dir ein kosmisches Geheimnis, sondern nur eine komische Verwechslung. Schön sind ja nur die Körper der Griechinnen, die sich zum Bade rüsten. Aber diese Schönheit ist nicht Sünde, sondern göttliches Ebenbild. Mit dieser Schönheit Mißbrauch treiben, das wäre allerdings Sünde, aber in keinem Sinne schön. Wie oft haben Paradoxon und Dymoron dazu dienen müssen, nicht ganze Wahrheit zu enthüllen, sondern mit halber Wahrheit Schabernack zu treiben. Solch ein Verfahren lohnte sich ganz besonders der katholischen Kirche gegenüber, die man mit Recht eine *Complexio oppositorum* genannt hat. Indem man nämlich alles von ihr aussagen kann, kann man auch alles an ihr übertreiben. Da diese Vereinigung der Gegensätze nicht bloß eine mosaikartige, sondern eine lebendige ist, entstehen infolge solcher Übertreibungen alle denkbar möglichen Zerrbilder. Bietet die Kirche Beispiele hoher Askese, so verachtet sie natürlich den Körper. Stellt sie antike Kunst in ihre Museen, so fehlt es ihr selbstverständlich an sittlichem Ernst. Bedient sie sich auch der natürlichen Mittel, die mit ihrer Stellung mitten in der Welt gegeben sind, so ist sie machthungrig und hat einen „guten Magen“. Scheint sie diese Mittel zu verachten und geht ein Großteil von ihr in die Thebais, dann ist sie weltfremd und mönchisch. Tritt jemand durch ihre Pforte, während gerade mit viel Weihrauch und prunkendem Ornat ein Hochamt gefeiert wird, so ist Katholizismus eben rein kultisch. Stände aber zufällig ein Missionär auf der Kanzel und hielte er eine erschütternde Höllenpredigt, so würde man an ihr Pietismus entdecken. Sind viele ihrer Heiligen sonderbar, wie nahe liegt es da, gerade das Sonderbare als heilig zu bezeichnen. Brechen sich ihre Strahlen wie die der Sonne in den verschiedenartigsten Farben der Morgenröte, je nachdem wie die kulturelle Atmosphäre eines Zeitalters beschaffen ist, so kann man sie sich mit jeder von diesen Farbentönungen geschmückt denken. Hat sie in ihrem Kalender Karfreitag und Ostern, so könnte sie bei dem einen das Verlangen erwecken, in ihr ewig Karfreitag zu halten, während ein anderer sie begrüßt als die Stadt, in der man endlos *Meluja* singt. Sie irgendwie verstehen kann nur einer, der lebendig in ihr lebt. Wer aber von draußen sie betrachtet, der gerät immer in die Gefahr, den Teil für das Ganze zu halten. Von solchen Mißverständnissen, die nicht selten in der Form von Schlagwörtern auftreten, wimmelt geradezu unsere schöngeistige Literatur. Man braucht nur einen der neueren Dichter aufzuschlagen, die bis in die religiöse Tiefe vorgedrungen sind, oder auch nur einen der Literaturhistoriker und Kritiker, die solche Erscheinungen untersuchen, und man wird immerfort ganz üblen Verwechslungen in Sachen der katholischen Kirche begegnen. Dabei ist das Interessante und doch wieder auch ganz Selbstverständliche, daß diese Verwechslungen nicht selten einander aufheben. Es ist wohl gut, einmal auf einen solchen Tatsachenbereich hinzuweisen, wie er in einigen literarischen Arbeiten der Gegenwart vor uns liegt.

Julius Bab gab soeben eine Biographie über Bernhard Shaw heraus (C. Fischer Verlag, Berlin). In dem Buch nimmt neben dem Sozialismus des in unsern Tagen zu Weltberühmtheit gelangten Iren sein Protestantismus einen breiten Raum ein. Gleich das zweite große Kapitel ist überschrieben: Protestantismus. Es wird uns darin geschildert, wie der junge Dichter der offiziellen irisch-protestantischen Kirche entfremdet wurde. Der Hauptgrund lag in folgendem Ausspruch von ihm: „Wenn Religion das ist, was die Menschen aneinanderbindet, und Irreligion das, was sie trennt, dann muß ich bekennen, ich fand den Unglauben meines Landes in seinen Kirchen und seinen Salons und den Glauben in seiner Musik.“ Nur im Sektentwesen, „der eigentlichen Lebensmacht des Protestantismus“, hat Bernhard Shaw nach Julius Bab positive religiöse Anregung gefunden, während ihn das Kirchliche nur in die Verneinung trieb. Es wird dann der Gegensatz zwischen dem protestantischen Prinzip und den Formen, die es im kirchlichen Leben hervorgebracht hat, nach bekannten Mustern ausgeführt und behauptet, es sei der Geist des Puritanismus gewesen, wie er noch heute bei den englischen Non-Konformisten lebe, der Geist des „echten Protestantismus als einer kritischen, im höchsten Grade vernunftthaltigen und individuell wirkenden Geistesform“, der in Bernhard Shaw geradezu „prometheische Kräfte“ geweckt habe. Nachdem die Melodie einmal angeschlagen, kehrt sie leitmotivartig immer wieder. So bemerkt Julius Bab in dem Abschnitt „Sozialismus und Demokratie“: „Während der katholische Romane in einem halb kirchlich-äusserlichen, halb mystisch-gefühlsmäßigen Verhältnis zum Christentum blieb, trieb der nordische Protestant vor allem den ethischen Kern klargeistig aus der Lehre heraus: das Dogma vom göttlichen Werte jeder einzelnen Menschenseele, von der unvergleichlichen und unverlierbaren Würde, die jedem einzelnen Gotteskind eingeboren ist, und die Achtung und Pflege auch des Geringsten erheischt.“ Als höchsten Triumph Shaw'scher Religiosität aber feiert er die Worte Barbaras, einer der edelsten Gestalten des Dichters: „Ich habe mich losgemacht von der Bestechung mit Brot, ich habe mich losgemacht von der Bestechung mit Himmelslohn. Laß Gottes Werk um seiner selbst willen geschehen; das Werk, das zu vollbringen, er uns erschaffen mußte, weil es nur von lebenden Männern und Frauen vollbracht werden kann. Wenn ich sterbe, mag er in meiner Schuld stehen, nicht ich in seiner; und ich will ihm verzeihen, wie es einer Frau meines Ranges geziemt.“ Daß Bernhard Shaw für das Dichterisch-Schöne und für das Seelisch-Tiefe der Verbindung zweier Menschen in der Ehe kein Verständnis hat, wird ihm in Anbetracht der hohen ethischen Geisteshaltung und der praktischen Richtung seines Wesens um so eher verziehen, als es ja in unserer Zeit an „erotischen Monomanen“ nicht fehle. Schließlich kommt es darauf hinaus, daß Genie und Protestantismus einfach gleichgesetzt werden, wie das ja durchaus „auf der Bahn liegt, die die europäische Kulturgeschichte seit 400 Jahren beschreibt“.

Würdigen wir diese Anschauungen von Julius Bab kritisch, so fällt zunächst auf, daß sich bei ihm bedenkliche Widersprüche finden. „Mein erster kindlicher Zweifel“, sagt Bernhard Shaw einmal, „ob Gott wirklich ein guter Protestant sei, wurde durch die Beobachtung der beklagenswerten Tatsache erregt, daß die besten Stimmen für die Wiedergabe der Werke großer Komponisten

unerklärlicher Weise Katholiken zugefallen waren.“ Wichtiger schon ist ein anderes Geständnis des Dichters, daß ihn nämlich in entscheidender Zeit gerade die herbe Schönheit frühitalienischer Malerei mächtig angeregt habe, woraus doch wohl folgt, daß er diese katholische Kunst als wesensverwandt empfunden hat. Auch kann nicht geleugnet werden, daß die entzückende Gestalt der Jungfrau von Orleans den puritanischen Ernst hinter einem sehr katholischen Lächeln verbirgt.

Vor allem darf nicht übersehen werden, daß Puritanertum bei Julius Bab viel mehr als eine seelische Grundhaltung bezeichnet wird denn als Religion. Leider macht sich hier wiederum eine beklagenswerte Verwirrung in den Begriffen geltend. Julius Bab kann Sätze schreiben wie den folgenden: „Daß wir in der Gegenwart Gottes leben und Gott in uns, und daß wir himmlische Wesen sind, sobald es uns gelingt, ganz in der Macht und der Pflicht dieses Gefühles aufzugehen — das ist für Shaw die große Verkündigung, in der die Weltbedeutung des Christentums besteht.“ Wer aber meinen sollte, es sei hier unter Gott ein persönliches Wesen zu verstehen, der wird noch auf derselben Seite belehrt, daß die Begrifflichkeit dieses Gottes nicht über die eines ganz unbestimmten immanenten Gottes hinauskommt. Das Christentum aber bedeutet nichts anderes als ein dogmenloses Etwas, das sich vor jeder Wundergläubigkeit zu hüten hat, um ganz im Pflichtbewußtsein der Persönlichkeit aufzugehen. Als Religion wird diese Seelenhaltung bezeichnet, weil eben vielen Modernen Religion nichts anderes ist als ein Gefühl des Absoluten, was denn natürlich auch im Bewußtsein der Pflicht empfunden werden kann.

Daß ein solcher Puritanismus antikatholisch ist, bedarf keiner Erläuterung. Er ist das eben schon darum, weil er nicht nur die Offenbarungsgrundlage der Evangelien leugnet, sondern obendrein auch noch jegliche theistische Philosophie. Behalten wir aber das Positive zurück, eine Seelenhaltung nämlich, die gegen jede Verlogenheit und gegen jedes satte Genießertum, wie auch gegen alle lustige Romantik protestiert, so ist wirklich nicht einzusehen, warum eine solche Auffassung des Lebens nicht auch auf katholischem Grunde möglich wäre. Es lohnt sich, in diesem Zusammenhange die vor einiger Zeit im Phaidon-Verlag erschienene, schon 1910 verfaßte, aber nun erst übersetzte Schrift von Chesterton zu lesen, die auch über Bernhard Shaw handelt und von Julius Bab sehr hoch gewertet wird. An keiner Stelle protestiert dieser energische Katholik gegen den ethischen Zug bei seinem Freunde Bernhard Shaw. Nirgendwo kommt die Empfindung zum Ausdruck, als sei die Offenbarung einer starken, ethisch gerichteten Persönlichkeit an und für sich unkatholisch. Aber das offenbart sich allerdings, daß auch im rein Ethischen der Katholik Chesterton dem Puritaner Shaw ganz bedeutend überlegen ist. Ihm entgeht nicht, was Julius Bab in seiner protestantischen Begrenztheit kaum beachtet, daß nämlich das Puritanertum Bernhard Shaws gegenüber einem John Knox eine bedenkliche Entartung bedeutet: „Er hat diese große und systematische Philosophie des Calvinismus aufgegeben, die mit moderner Wissenschaft vieles gemein hatte und dem gewöhnlichen, wiederkehrenden Determinismus ungemein ähnelt. Aber er hat das zufällige Verbot gegen Karten- oder Lustspiele beibehalten, das Knox bloß als Beweis der Konzentration der Leute auf die Theologie

schätzte. All die schrecklichen, aber erhabenen Befehlungen der puritanischen Theologie sind verschwunden. Nur wilde Verneinungen sind übrig geblieben. Solche zum Beispiel, durch die in Schottland an jedem siebten Tag der Glaube der Furcht seinen Finger auf alle Herzen legt und ein trübseliges Schweigen über alle Straßen breitet.“ ... Als Katholik mit der Geschichte der katholischen Heiligen vertraut, die doch allesamt einen Protest gegen Pharisäismus, materialistischen Sumpf und bürgerliche Satttheit bedeuten, kann Chesterton gar nicht anders, als dem Manne, der all seine Satire und all seinen geistvollen Witz und all seine Lebensarbeit schließlich in die gleiche Richtung geworfen hat, eine Huldigung darbringen. Als Katholik aber, der einer Kirche angehört, die außer diesen ethischen Lebenswerten auch noch einige andere hütet, vermag Chesterton zu zeigen, daß letztlich das beste ethische Wollen in sein Gegenteil und sogar in eine ganz neue Art von Heuchelei umschlagen muß, wenn es aus der Ganzheit des katholischen Lebens gelöst wird. In seiner humorvollen Weise drückt Chesterton das so aus: „Der Puritanismus war nicht imstande, drei Jahrhunderte hindurch die nackte Ekstase der unmittelbaren Betrachtung der Wahrheit aufrecht zu halten.... Man kann nicht 300 Jahre lang ernst sein. In Institutionen, die darauf aufgebaut sind, Zeitalter hindurch zu bestehen, muß es zeitweises Ausspannen, symbolische Relativität und gesunde Routine geben. In ewigen Tempeln muß es Frivolität geben. Man muß sich ‚in Zion wohlfühlen‘, will man nicht nur einen vorübergehenden Besuch dort abstaten.“

So geistvoll Julius Bab immer da ist, wo er Theaterstücke durchleuchtet, um Aufbau und Motive kenntlich zu machen, so sehr versagt er jedesmal, wenn er zu letzten religiösen Deutungen vorschreitet. Wohl zeigt er auch hier noch Sinn für innere Bedingtheiten, geht aber immer fehl, wenn er diese Bedingtheiten auf die metaphysische und vor allem, wenn er sie auf die katholische Ebene projiziert.

Hat im Falle Bernhard Shaw die katholische Religion zu viel übrig für die Sinne, dann im Falle Stefan George zu wenig. In der Würdigung dieses Dichters wird heute vielfach der Faden weitergesponnen, den Heine erst so recht eingefädelt hat, als er vom einseitigen Spiritualismus des Mittelalters handelte. Wie sehr auch Goethe in manchen Perioden seines Lebens, besonders bei seinem längeren Aufenthalt in Italien, den Katholizismus vor allem darum ablehnte, weil er die Natur vergewaltige und an die Stelle heiter lächelnden griechischen Menschentums die Statuen seiner Heiligen setzte, die gegen Bacchus und Venus protestierten, das ist bekannt genug. Es hat darum der Vorwurf der Leibfeindlichkeit der katholischen Kirche schon eine ehrwürdige Geschichte. Auf den verschiedensten Gebieten, namentlich dem der modernen Rhythmik und der neuen Tänze tobt dieser Kampf heute heftiger als je. In der Literatur steht dabei schon seit langem im Vordergrund Werk und Person Stefan Georges. Freilich haben Gundolf und Hermann Nohl mehrfach darauf hingewiesen, daß in Stefan George manche katholische Elemente seien. Sie betrachteten dabei vor allem die Formenwelt seiner Kunst, ihre Gliederung, ihre Feierlichkeit und ihre hierarchische Ordnung. In neuerer Zeit aber hat sich der Fragepunkt verschoben. Stefan George ist aus dem Bann und aus der Ruhe seines rein dichterischen Werkes herausgetreten. Gewiß geschah

das schon im „Stern des Bundes“, während der „Siebente Ring“ ganz programmatisch mit dem Zeitgedicht beginnt, worin es heißt:

„Nun, da schon einige arkadisch säuseln
Und schwächling prunken: greift er die fanfare,
Verlegt das morsche fleisch mit seinen sporen
Und schmetternd fährt er wieder ins gedräng.“

Aber erst nach und nach, zumal als die Kriegsgedichte erschienen, wurden weitere Kreise darauf aufmerksam, daß es bei Stefan George um die Religion geht, ja, daß es, wie Hans Naumann bemerkt, bei ihm eigentlich immer darum gegangen ist. Nun wurde sein „Maximin“ als religiöser Mythos angesehen, und das Wort von der „Vergottung des Leibes“ zum heiligen Wort eines Mysteriums gemacht. Kein Zweifel, daß ein Katholik, der mit dem Lösungswort Abtötung und Selbstverleugnung groß geworden ist, sich instinktiv gegen solch ein Mysterium innerlich auflehnt. Der „Bruder Esel“, wie Sankt Franziskus seinen Leib nannte, liegt ihm unbedingt mehr als ein vergotteter Maximin. Immerhin könnte er auch in dieses Symbol einen würdigen Inhalt legen, indem er etwa an den verklärten Leib der Auferstehung dachte. Von der kleinen und dann wachsenden Gemeinde Stefan Georges aber wurde die Vergottung des Leibes oder auch die Verleiblichung des Gottes des öfteren in so antikatholischem Sinne ausgesprochen, daß man nicht umhin konnte, hier sehr skeptisch zu werden. Es findet sich bei Gundolf, der alles in allem sich mit Georges Anschauungen deckt, manches Wort, das seine geschliffene Schärfe wider den Katholizismus wendet, wie denn überhaupt sich diese ganze Jüngerwelt trotz ihrer Ehrfurcht vor Reinheit und Geistigkeit in vieler Hinsicht steil gegen die Aszese der katholischen Kirche stellt.

Nun ist es überflüssig, zu betonen, daß die katholische Kirche niemals die Lehre von einem Haß wider den Körper verkündet hat. Nur so weit sollte er bekämpft werden, als er gegen den Geist und gegen den höheren Beruf des Menschen rebelliert. Auch darin trat sie nie tyrannisch auf, sondern ging in ihren allgemeinen Forderungen immer die Wege größter Mäßigung. War sie den Künsten hold, so konnte sie wohl nicht sinnfeindlich sein, verstand es aber anderseits, in das menschliche Auge einen solchen Himmel von seelischer Schönheit und ergreifender Gemütsiefe zu legen, daß wir heute noch darüber staunen. Es ist das auf unserer Seite oft gesagt worden, obgleich es die andern niemals begriffen haben. Vielleicht werden sie einem Denker und Forscher glauben, der aus ihren eigenen Reihen kommt. Genau so nämlich, wie Chesterton zu Julius Bab, verhält sich in diesem Falle Oskar Walzel zu Gundolf. Wir begrüßen das mit besonderer Freude, weil der Fall so selten ist, daß uns auf nichtkatholischer Seite in so grundlegenden Fragen anstatt der Mißverständnisse, die immer schnell fertig mit dem Worte sind, auch einmal liebevoll auf uns eingehendes Verständnis begegnet. Darum braucht Oskar Walzel noch kein Katholik zu sein, verdient aber in vollem Maße den Ehrennamen eines objektiven Mannes.

In der kleinen Schrift „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ (in der Deutschkundlichen Bücherei, Quelle und Meyer, Leipzig) geht der hochangesehene Herausgeber des Handbuchs der Literaturwissenschaft dem Problem Stefan

George nach. Er zeichnet mit Meisterhand die Entwicklungslinien, die in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Geist und Leib die religiöse Haltung seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts bestimmt haben. Immer, so meint er, wenn seit jener Zeit ein neues drittes Reich gefordert worden sei, habe sich dies mit einem „Ruck von der Seite des Geistes zum Leibe hin“ vollzogen. Sehr fein wird darauf aufmerksam gemacht, wie demgegenüber etwa Geister wie Schiller die Grenze bezeichnet haben, über die hinaus das Schöne im Leben kein Alleinrecht mehr habe. Der Übergang zu George, der im Schönheits-erlebnis seines Maximin zugleich sein Gotteserlebnis hatte, gibt sich von selbst. Und da lesen wir die klugen Worte: „Es bleibt Georges Gotteserlebnis wie alles, was für das Leben aus Georges Hand gekommen ist, dem Auserlesenen vorbehalten, nicht ungefährlich selbst für diesen Auserlesenen. Die Schar derer, die heute seinen Worten lauschen, ist groß. Einst lenkte er ein kleines Häuflein Anhänger im Sinne seiner Lebensauffassung. Jetzt spricht er im gleichen Sinn zur Welt, spricht als Dichter und als Seher. Solange er nur Kunst bot, war von Gefahr keine Rede. Jetzt meldet sich an, was Schiller einst die Gefahr schöner Sitten genannt hat. Sind dieser Gefahr viele erlegen, die nach dem ‚Dritten Reich‘ gestrebt haben, so ist sie nicht minder bedenklich für den George, der bloß und einzig aus der Welt des Schönen sein ‚Neues Reich‘ erschaffen will.“ Ganz auf dem Boden einer Ästhetik, die in metaphysischer Hinsicht das Schöne vom Wahren und Guten nicht getrennt wissen will, befürchtet Oskar Walzel, daß George in die Gefahr gekommen sei, das „Gute zu tilgen und das Wahre zu trüben“. Und dann folgt ein Satz, dessen Schwergewicht umso größer ist, als ein führender Vertreter der modernen Literaturwissenschaft ihn ausspricht: „Jetzt setzt sich mehr und mehr die Überzeugung durch, daß nur ein Griff in den Besitz früher Vergangenheit wieder sichere Leitsterne dem Leben schenken kann. Diese Vergangenheit hat — soviel ist uns jetzt klar geworden — dem Geistigen mehr Raum gewährt als das endende 19. Jahrhundert. Wo Geist wieder erweckt werden soll, ist also bei den eigentlichen Hütern des Geistes anzufragen, bei den Trägern der Weltanschauung aus den Jahrhunderten vor dem neunzehnten.... Wer heute ein ‚Drittes Reich‘ anstrebt, darf nicht mit Heine und mit Heine mehr Recht für den Leib, er muß mehr Recht für den Geist fordern.... George kämpft ausdrücklich unter der Fahne des Geistes. Doch wo er als Verkündiger Gottes den Leib vergottet und Gott verleibt, liegt der Akzent auf dem Leib, dem Träger des Schönen. Und so bleibt ein Rest des Materialismus bei George für den bestehen, der heute gegen den übermütig gewordenen Leib für den Geist sich einsetzt, bleibt zuviel Hellenismus und zu wenig Nazaranismus.“ Genau dies könnte in genau derselben Form jeder Katholik sagen, und es spricht viel für die Einfühlungsgabe des Bonner Universitätsprofessors, daß er dies alles so erfaßte und so überzeugend darlegt.

Auch der Wert, gemeint ist nicht der rein künstlerische, sondern der religiöse Stefan Georges, kann nicht ausgespielt werden gegen den Katholizismus. Es wird der Dichter, der sich zum Gesetz von der Hierarchie der Werte im Bereiche der Kunst so nachdrucksvoll bekennt, dieses sein Bekenntnis nur erweitern müssen zu dem von der Hierarchie aller Werte. Dann wird auch der Kultus mit der schönen Gestalt in die rechte Beziehung zum Leben gesetzt

werden. Wir brauchen nämlich gar nicht einmal das Schöne bei Stefan George mehr äußerlich am Sittlichen zu messen, wir können sogar in diesem Schönen selbst vom überlegenen katholischen Standpunkt aus den Widerspruch aufdecken. Es ist gar nicht wahr, daß die Kunst in der Harmonie des Leiblichen ihr Bestes gibt. Gerade der heroische Mensch, den Stefan George nicht ohne Pose, wenn auch immerhin mit männlichem Ernst, fordert, hat etwas in sich, das immerfort die Harmonien der Sinnenwelt durchbricht. Vielleicht liegt gerade hier das Wesenselement der vielumstrittenen Romantik, daß ihr Helena nicht das sagte, was eine größere geistige Wirklichkeit in ihr zum Ausdruck bringen wollte. Daß diese Linie in der Entwicklung von der Klassik zur Romantik hin wirklich vorhanden gewesen ist, das hat auch Julius Petersen in seinem jüngsten Buch „Die Wesensbestimmung der Romantik“ dargelegt, ohne daß er allerdings auf den tieferen Grund ginge, der diesen besonderen Fall einer sonst typischen Erscheinung charakterisiert. Das Besondere aber liegt darin, daß mit dem Christentum eine neue Fülle von Geist, Anschauungen und Symbolen in die Welt gekommen ist, daß diese Fülle sich mit der ganzen Inbrunst des Glaubens bis ins Tiefste der menschlichen Seele ergießt, und daß dann diese neugeborene Seele in der Glut des Heiligen Geistes ein Wort zu formen sich gedrängt fühlt, das alle Formen antiker Genügsamkeit durchbricht und in die Himmel hinauf will mit einem *Sursum corda*, das den tragischen Schrei der Niobe mit sich emporreißt. . . .

Bernhard Shaw wurde gegen die katholische Kirche ausgespielt im Namen einer Ethik, die in puritanischer Strenge jegliche Sinnlichkeit verachtet, Stefan George aber im Namen einer Sinnlichkeit, der die Ethik fehlt. Beide Anklagen heben einander auf. Aber nur darum tun sie das, weil die Kirche die Universale ist, die das Wunder der Menschwerdung in dem Sinne fortführt, daß ihre übernatürlichen Geheimnisse jederzeit mit jeder vom Wesen des Menschen aus sich ergebenden typischen Haltung eine Verbindung eingehen können. Solange diese Möglichkeit praktisch gewahrt wird, solange die Kirche in Wahrheit die Zusammenfassung aller Gegensätze bleibt, wird sie nicht nur in der Lage sein, zahlreichen gegen sie gerichteten Angriffen schon durch ihre Existenz allein und die volle Entfaltung ihres Lebens zu begegnen, sondern um obendrein auch noch gerade in unsern Tagen einer ganz besonderen Aufgabe gerecht zu werden. Erst jetzt erleben wir die letzten Auswirkungen eines individualistischen Zeitalters. Wo immer eine schaffende Kraft sich regt, da scheint sie geradezu von einem Krampf besessen zu sein, ihr eigenes, persönliches Wort in die Auseinandersetzung der Probleme zu werfen. So allgemein der Schrei nach einer neuen Gemeinschaft geworden ist, so vielfältig an Stärke und Klangfarbe ist die Zahl der Stimmen, in die er sich zerlegt. Können wir irgend einer dieser Stimmen, in denen alle Möglichkeiten menschlicher Individualität sich zu erschöpfen scheinen, ihr Recht auf Dasein absprechen? Ganz gewiß können wir das nicht im Namen einer Religion, die alle Völker aller Zeiten und also alle menschlichen, volkhaften und persönlichen Typen zu ihrem ewigen Ziele hinleiten soll. Es hat sicher einen großen Sinn, wenn man vom katholischen Menschen spricht und wenn man, wie P. Lippert das so triumphal ausgeführt hat, nicht zuletzt seine Universalität hervorhebt. In dem Augenblick aber, in dem man beginnt, den katholischen Typus neben den protestan-

tischen, den puritanischen, den romanischen, den germanischen usw. zu stellen, als würde hier Gleiches zu Gleichem geordnet, hat man die Idee des Katholizismus verraten. Man hat in einer Zeit, in der mehr als in jeder andern die Kirche allen alles sein muß, ihr Wesen dahin verengt, daß sie nur noch einigen einiges sein kann. Nicht in der Einheitlichkeit eines Typus verwirklicht sich die Kulturmission des Katholizismus, sondern in einem übertypischen, gottmenschlichen Ideal. Mag ein Bernhard Shaw, wenn er zu uns kommen will, seine Strenge bewahren, wird sich doch wohl irgend ein Kartäuserkloster für ihn finden, und mag ein Stefan George am sprachlichen Marmor seines Maximengebildes weiterhämmern, wir haben es doch Michelangelo nicht verwehrt, schöne Menschen zu formen. Gegensätze zu uns sind sie nur, insoweit ihnen etwas fehlt, aber eben darum sollten sie eigentlich katholisch werden.

Friedrich Muckermann S. J.